

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 32 (1938)
Heft: 8

Artikel: Aus der Urgeschichte der Schweiz
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-926556>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Leidenskelch. Du Armer, der du unter viel Sorgen und Mühen jahraus und -ein mit den Deinen den schweren Kampf ums Dasein durchzukämpfen hast — das ist dein Leidenskelch. Du betübte Witwe, die du, nachdem der Tod deine Stütze gebrochen, einsam dastehst im Leben oder mit deinen Waislein dein Brot mit Tränen issest — das ist dein Leidenskelch. Und mancher Frau wäre es vielleicht besser, sie stünde allein, als daß sie leben muß mit einem rohen Mann, der sie übel behandelt. Das ist auch ein Leidenskelch und ein bitterer! Doch was wollen wir noch weitere Beispiele? Es hat ein jeder von uns seine Last zu tragen und kommt ein jeder dazu, aus dem Kelch der Leiden zu trinken.

Wollen wir lange noch fragen, warum das so sein müsse und womit wir das verdient hätten und wozu das gut sei? Je wahrhaft frömmer ein Mensch ist, desto williger wird er sich demütigen unter Gottes gewaltige Hand und mit Jesus sprechen: Soll ich den Kelch nicht trinken, den mir der Vater gegeben?

Der Vater, — ja halten wir das nur recht fest, in diesem Glauben liegt allein der rechte Trost, der Stich hält. Nicht der Zufall, nicht das Ungefähr, nicht das blinde Schicksal, nicht die Naturgewalt ist's, was uns den Trübsalsbecher in die Hand gibt, vielmehr der, der die Zügel des Schicksals in seiner Hand hält und alles lenkt nach seinem Wohlgefallen.

„Der ich das Licht bilde und schaffe die Finsternis, der ich Frieden gebe und schaffe das Uebel, ich bin der Herr, der solches alles tut.“ (Jes. 45, 7.) Er ist der Arzt, der dem, den er heilen will, die bittere Arznei verordnet und der in allem lauter Gedanken des Friedens über uns hat und nicht des Leides. Auch in dem was Menschen uns Unrecht tun, dürfen wir Gottes züchtende und prüfende Hand erkennen und uns dessen trösten, daß ohne seinen Willen auch kein Haar uns vom Haupte fallen kann.

Dieser Glaube gibt unsrer Seele den Frieden, stärkt uns zu ausharrender Geduld, macht uns willig zum vergeben, läßt mitten im herbsten Leide uns den Segen Gottes erfahren und wendet den hoffenden Blick dorthin, wo wir, nachdem wir mit Christus gelitten, uns ewig mit ihm freuen sollen.

Aus: „Der Säemann“, 1896.

Zur Belehrung und Unterhaltung

Aus der Urgeschichte der Schweiz.

Wir leben heute in einer bewegten Zeit. Krieg und Bürgerkrieg da und dort. Ganze Völker ändern ihre Regierungsform. Die Herrschaft des Volkes, die Demokratie, will da und dort verschwinden. Viele Völker gewöhnen sich daran, daß nur noch einer befiehlt und daß man diesen Alleinherrscher beinahe verehrt wie einen Gott. Wir Schweizer aber haben immer noch die Demokratie. Warum wohl? Wo kommen wir her? Wo gehen wir hin? Das sind Fragen, auf die sich jeder besinnen muß. Und auf diese Fragen gibt uns die Geschichte Antwort. So wollen wir denn einmal uns zurückdenken in die Urgeschichte unseres Landes. Später wollen wir dann auch einen Spaziergang machen durch die eigentliche Schweizergeschichte. Seid Ihr damit einverstanden? Nun, so lest.

Wenn wir von Basel durch den Jura reisen, so sehen wir in den Schluchten zwischen Delsberg und Moutier mächtige Felsen. Diese Felsen bestehen aus eigentlichen Mauersteinen. Und diese Steinsteine liegen aber nicht wagrecht aufgemauert. Nein, sie sind vielfach gewölbt, bilden mächtige Bögen. An diesen Steinsteine sehen wir, daß diese Steinmassen emporgehoben wurden. So wie die alten Äpfel im Keller durch das Austrocknen und Einschrumpfen Runzeln bekommen, so hat auch unsere Erde durch die Abkühlung ihre Runzeln bekommen. Diese Runzeln bilden die Gebirge. Und weil man in diesen Kalkfelsen, im sogenannten Muschelkalk, Muscheln gefunden hat und weil man sogar im Wiesental bei Brombach ganze Ammonshörner vorfindet und versteinerte Meerestiere, muß man annehmen, daß unser Land früher Meeresboden gewesen sei und durch die Schrumpfung aus dem Meer emporgestiegen ist. Die Geologen, die Erforscher der Erdschichten, sagen sogar, unsere Alpen und unser Jura seien einst doppelt so hoch gewesen als heute. Das können wir uns kaum vorstellen. Die Walliser Alpen so hoch wie der Himalaya in Indien! Die Wassermassen flossen nach Osten, und zwar zuerst in die Donau, und nach Westen, und zwar in die Rhone. Dann aber geschah nach der Bildung

der Alpen auch eine Bodensenkung, und zwar bei Basel. Zwischen den Vogesen und dem Schwarzwald entstand ein Einbruch. Es bildete sich die oberrheinische Tiefebene und so floß ein Teil des Wassers nach Norden. Rhein heißt auf keltisch Graben. Ein Graben ist der Rhein, ist das Rheinland immer geblieben. Am Rheingraben scheiden sich die Völker. Um diesen Rheingraben wurde immer gekämpft zwischen den Deutschen und den Franzosen. So sind Land und Volk immer aufeinander angelesen.

Das Volk! Wer sind denn die ersten Bewohner unseres Landes? Da kommen die Prähistoriker. Das sind die Gelehrten, die nach den Urbölkern forschen. Was sagen uns die? Die erzählen, daß schon 50,000 Jahre vor der Geburt Christi Menschen in der Schweiz gelebt hätten. Aber wo? In Berghöhlen. Seid Ihr schon oben gewesen auf dem Wildkirchli im Alpstein im schönen Appenzellerländli? Dort hat ein Gelehrter in der Höhle Schädel und Knochen gefunden. Auch Asche. Ein Zeichen, daß diese Menschen schon das Feuer kannten. Es waren Bärenjäger. In Fanggruben fingen sie den Höhlenbär. Solche Höhlen von Bärenjägern fand man noch im Drachenloch bei Bättis und in der Wildmannlihölli in den Churfürsten. Da fand man Ueberreste von Höhlenbären in der Asche drin. Wie haben diese Jäger wohl das Feuer gemacht? Durch Reibung. Mit Feuersteinen. Wenn man zwei Quarzsteine aneinanderschlägt, springt ein Funken heraus. Wenn man mit einem Holzstab in ein Brett ein Loch bohren will, entsteht Wärme und Hitze und daraus Feuer. Mühselig war wohl ihr Leben. Sie brauchten wohl den ganzen Tag, bis sie nur die nötige Nahrung fanden. Wie bequem haben wir es doch heute. Oder wollen wir tauschen mit diesen Bärenjägern der Urzeit?

Erzählt von -mm- nach dem Buche von E. Fischer: „Illustrierte Schweizergeschichte“. Verlag Alfred Meili in St. Gallen.

Muttertren.

Mutter Zumbunn hatte ein schweres Los: ihr Einziger, der Ulrich, war taubstumm. Der aufgeweckte Knabe hatte durch Scharlach im sechsten Altersjahr das Gehör eingebüßt. Dann war Vater Zumbunn ein Jahr nach Ulrichs Entlassung aus der Taubstummenanstalt beim Fällen einer Eiche von einem der weitaus-

ragenden Aeste des Niesenbaumes aufs Genick getroffen und erschlagen worden. Ulrich war Zeuge des unglücklichen Vorfalles. Nun lagen zwei Starke am Boden: der Baum und dessen Fäller. So ist manchmal das tückische Schicksal im Leben. Mutter und Sohn trugen schwer an der Heimsuchung und das ganze Dorf nahm aufrichtigen Anteil an dem schweren Verluste der zwei Hinterbliebenen. Zum Glück befanden sie sich in geordneten Verhältnissen und Vater Zumbunn hatte treulich vorgesorgt: er war gut versichert. Wieder einmal eine Mahnung an alle, für die dunkle Zukunft vorzusorgen! Am Grabe des allzufrüh Verbliebenen sang der Dorfgesangverein, dessen rühriges Mitglied Zumbunn gewesen war, einige erhebende Abschiedslieder. Dann verlor sich die zahlreiche Trauergemeinde, während abseits die tiefgebeugte Witwe mit ihrem Sohne folgte.

Seither sind manche Jahre darüber verfloßen. Mutter und Sohn haben sich redlich durchgerungen und gute Jahre kamen ihnen zustatten. Im Stall gedieh das Vieh; es hatte sich sogar um einige Häupter vermehrt. Auch das Heimwesen hatte um ein mehreres an Ausdehnung zugenommen.

Nun aber fand Witwe Zumbunn, es wäre jetzt Zeit, daß ihr Ulrich sich eine Frau nehmen sollte. Darob errötete der Sohn; denn er hatte eine Neigung für eine Schicksalsgenossin in einem benachbarten Dorf, einer schönen Bäckerstochter. Darob war aber die Mutter nicht sehr erbaute; sie fand mit Recht, zu einem Bauer gehöre seinesgleichen, also eine Tochter vom Lande, die mit der Landwirtschaft vertraut war. Das sah der Ulrich freilich auch ein. Da er ein gottesfürchtiger, gehorsamer Sohn war und allezeit große Stücke auf die Ratschläge der weisen Mutter hielt, meinte er, es habe noch Zeit, und ließ seine Mutter walten. Diese aber hatte schon treulich vorgesorgt. Im Gutshof Boqelsang hatte Frau Zumbunn ein Gottenkind, eine Waise. Ihre Mutter und sie waren Schulkameradinnen gewesen. Annemarie, eine bildhübsche Blondine, versah bei ihrem Onkel, Hans Kelder, die Hausgeschäfte als Stütze der kränklichen Tante. Sie war ein richtiges Sonnenkind, stets munter und lebensfroh. Mit Singsang ging sie ans Tagewerk; auch half sie in der Landwirtschaft wacker mit, wie ihr überhaupt jede Arbeit eine Lust war. Ihre Grübchen in den Backen verrieten das Schelmchen im Nacken. Von allen war sie ge-